

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 97 (1971)
Heft: 27

Illustration: [s.n.]
Autor: Jüsp [Spahr, Jürg]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Struktur wird transparent

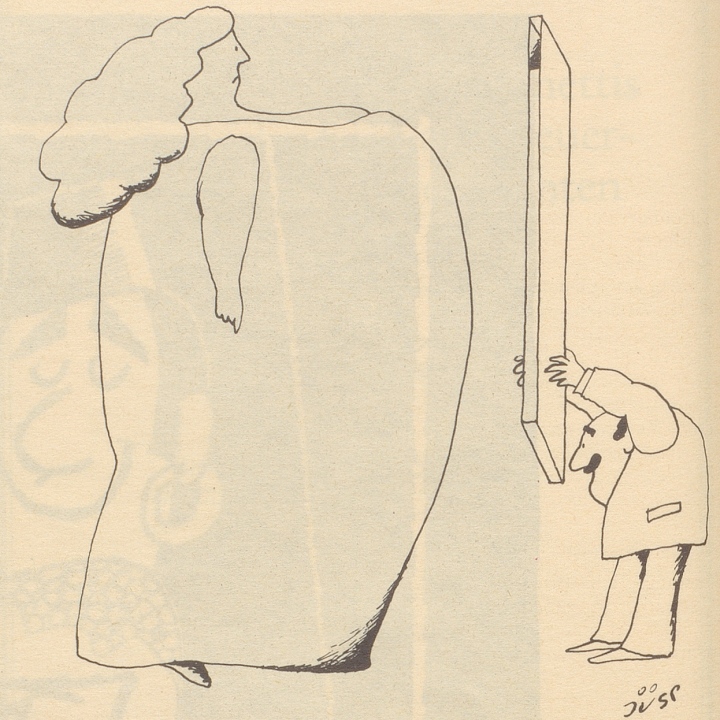
Zu den Urväterweisheiten, die heute leider ein wenig in Vergessenheit geraten scheinen, gehört die kluge Lehre, Fremdwörter seien Glückssache, denn man könne nie wissen, was sie bedeuteten. Wer sich auf das glatte Parkett modischer Schlagworte begibt, kann allerdings den drohenden Gefahren dadurch ausweichen, daß er grundsätzlich nur Wörter benützt, die nichts bedeuten, folglich auch keinen Hinter-sinn besitzen, der ihrem Benutzer Verlegenheit bereiten könnte. Mancher flotte Redner und Deuter der Zeitzeichen dankt dieser Vorsicht sein Ueberleben.

Da hatten wir etwa vor gar nicht so vielen Jahren die Struktur. Gewiß: sie kam nicht von ungefähr. Die Mineralogen etwa oder die Atomphysiker, auch die National-ökonomen hatten es schon vorher mit ihr gehalten. Der Brockhaus vom Jahre 1962 weist sie noch als die Alleinbesitzer dieses Wortes aus. Sie sollten es nur mehr kurze Zeit bleiben. Wahrscheinlich haben es von den Wirtschaftswissenschaftlern die Politiker abgeguckt, und da war wohl die Inflation des Wortes nicht mehr zu halten. In feinsten Ästhetikerkreisen sah man plötzlich eine Struktur, wo man vordem eine Form oder eine Konstruktion gesehen hatte. Der Krämer, der sein Geschäft zu einem Selbstbedienungsladen umbaute, änderte dessen Struktur. Der Nachteil, daß das Wort am Beginn dieser Modewelle noch eine gewisse, wenn auch meist andere Bedeutung gehabt hatte, verlor sich durch häufigen Gebrauch. Es bedeutete bald gar nichts mehr, so daß man es ohne große Bedenken überall anwenden konnte. Für anspruchsvollere Kreise erfand man wohl deshalb eine Verschärfung: die Infra-Struktur. Sie erfreute Städteplaner so gut wie Komponisten, vor allem auch die Militärs, die irgendeinmal sogar Alleinbesitzer dieses praktischen Wortes gewesen waren – damals, als sie noch einen Komplex

von militärischen und Verkehrs-Anlagen darunter verstanden.

Die Infrastruktur ist so etwas wie ein rotes Schlußlicht am Schwanz der Struktur geworden. Der nimmermüde Menschengest hat inzwischen längst neuen Sprachschutt aufgeschaufelt. Einer der grausigsten Funde darunter war das Umfunktionieren. In diesem Falle wenigstens sind die Schuldigen leicht auszumachen: sie stammen aus der Politologie. Im Zuge einer großen Modewelle haben aber selbst Menschen, die ansonsten ein halbwegs ungetriebenes Verhältnis zur deutschen Grammatik unterhalten, den Unsinn nachgeredet. Nun ist das Wort «funktionieren» weder im Deutschen, noch in den romanischen Sprachen ein Transitivum. Man kann sagen: «Ich funktioniere», aber nicht: «Ich funktioniere dich» – folglich auch nicht «um». Tut nichts: wo umwandeln oder verwandeln oder umbauen sinnvoll wäre, wird umfunktioniert. Besonders natürlich im politischen Bereich, denn dort nahm ja der ganze Unfug seinen Ursprung. Je nonkonformistischer der Mann, desto konformistischer seine Rede. Da konnte der Kunstjargon einfach nicht teilnahmslos beiseite stehen. Als kürzlich in Wien Dürrenmatts «Play Strindberg» gespielt wurde, tauchte dieses praktische Wortmonstrum in so gut wie jeder Rezension auf, obwohl man doch eigentlich von Kritikern ein Ohr für die grammatikalische Unmöglichkeit erwarten dürfte. Aber in diesem Falle hatte ja nicht nur Dürrenmatt seinen Strindberg ins Gegenteil verkehrt, sondern hinterher auch noch der Regisseur Dürrenmatts Textvorlage – nein, das konnte man nur Umfunktionieren nennen, obwohl das doppelt Gemoppelte am Ende nicht einmal funktionierte.

Karl Kraus hat einst den größten Teil seines Satirikerfließes darauf verwendet, an der Sprachverschlampung die Verkommenheit seiner Epoche zu demonstrieren. Er würde heute vermutlich kaum nachkommen, wenn er diesem Ueberhandnehmen der Wortkonfektion mit der «Fackel» heimleuchten wollte. Mit dem Umfunktionieren und seiner Verschleierungsfunktion wä-

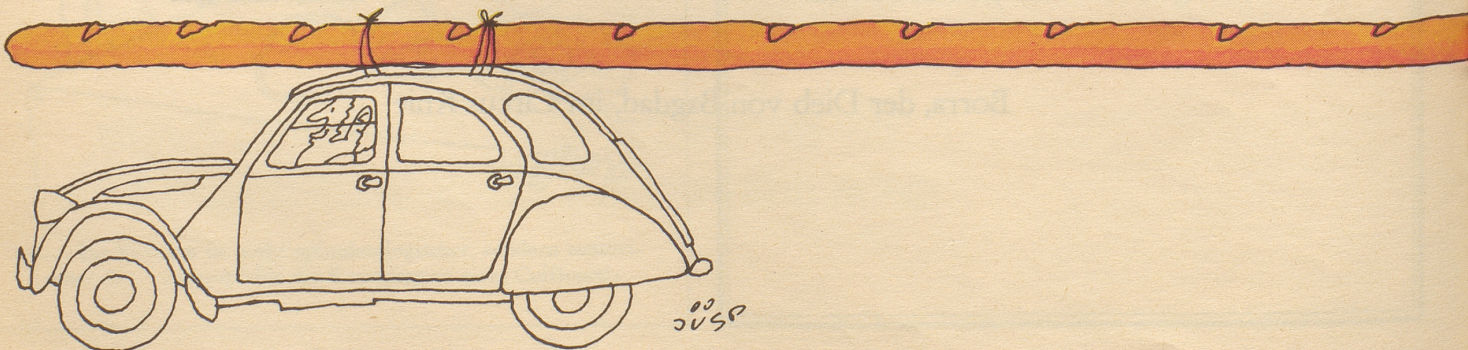


re dieser Sauberkeitsfanatiker der Sprache gewiß ein paar Jahre ausgekommen. Aber vielleicht erstrahlt dieses Wort-Ungetüm heute bereits in einem milden Abendlicht, denn es ist ja nun einmal das Lebensgesetz der Konfektion, daß sie alle paar Jahre eine neue Mode kreieren muß. Und diese Mode ist transparent.

Wenn Politiker etwas so undurchsichtig wie möglich machen wollen, sagen sie, es ginge ihnen um die Transparenz. Auch auf diesem Gebiet gilt dasjenige, was Nestroy seinen Hausknecht Melchior sagen läßt, dem man befiehlt, er möge doch endlich das dumme Wort «klassisch» fallen lassen: «Das Wort ist net so dumm. Es wird nur oft dumm angewendet!» Nicht klar, übersichtlich, durchschaubar sollen Verhältnisse sein, sondern transpa-

rent. Immerhin findet die Inflation dieses Wortes einen so handfesten Anhaltspunkte wie den «transparent look» moderner Damenblusen. Aber nur selten wird bei seiner weltweiten Anwendung etwas so Reelles sichtbar wie ein hübscher Busen. Besitzverhältnisse, in denen sich aus gutem Grund kein Mensch auskennen soll, geheimnisvolle «Querverbindungen» und schleierhafte Hintergründe werden transparent gemacht und vor allem natürlich Strukturen. Man trägt die Transparenz auf einem Transparent vor sich her, im Vertrauen darauf, daß dann niemand fragen wird, was denn eigentlich dahinter steckt. Und damit hat ja dieser Sprachschutt dann auch die Funktion erfüllt, da deretwillen man ihn auf den Plan gerufen hat.

Otto F. Beer



Aus früheren Zeiten

Von Ch. Tschopp

Turenne, der große französische Feldherr des 17. Jahrhunderts, rückte 1674 in die Pfalz vor. Da wollte der wehrlose Kurfürst, der beim Anblick seines verheerten Landes in eine Wut geriet, sein Leben für das Volk einsetzen und Turenne auf einen Zweikampf herausfordern.

Doch Turenne antwortete: Seitdem er die Ehre habe, dem König von Frankreich zu dienen, schlage er sich nur an der Spitze von 20 000 Mann.

Passarge, ein seinerzeit berühmter Geopolitiker, machte 1934 Vorschläge für den Geographieunterricht:

«Wie wäre es, wenn nach einer Darstellung des Föhns der Lehrer in folgender Weise schließt: Heutzutage durchbraust ein Föhnsturm unser deutsches Vaterland. Nervöse, schwächliche Menschen – ja, denen ist nicht wohl zu Mut, aber die gesunde, kräftige Jugend atmet förmlich auf. Es trocknen aus die marxistischen Sümpfe, es fliehen die giftgeladenen Sowjet-Mücken, eingestürzt ist der jüdische Augiasstall, der die deutsche Luft verpestete. Reinigend, erfrischend wirkt dieser deutsche Föhn! Und wem verdanken wir diese herrliche Bewegung? Unserm von Gott gesandten, genialen Führer! Binnen hundert Jahren drei Genies – Goethe, Bismarck, Hitler – hervorgebracht zu haben, welchem andern Volke ist das beschert worden?!»

Immerhin: Dieser Föhn hat den Deutschen auch Kopfweh bereitet.

1932 starb im Werdenbergischen Grabs eine Jungfrau Margaretha Gantenbein im hohen Alter von 95

Jahren. Ihr Vater, das ist amtlich verbürgt, wurde 1746 in Grabs geboren und blieb ledigen Standes bis 1836, d. h. bis er in seinem 90. Lebensjahre heiratete. Seine um 50 Jahre jüngere Gattin, Agathe Vetsch, ebenfalls aus Grabs, gebar ihm ein Jahr darauf, 1837, die Tochter Margaretha. Seit ihrem Tod sind zwar 39 Jahre vergangen; aber man kann vielleicht doch noch das Staunen nacherleben, als wir ihre Geschichte hörten und ausrechnen konnten, daß ihr Vater 23jährig war, als Napoleon in Ajaccio geboren wurde, und 40jährig, als Friedrich der Große starb.

Radio-Reklame 1933:

Er, schwärmend: «Unterhaltung jeden Abend, Musik jeden Tag; du hörst Rom, Wien, Berlin ...»

Sie: «Ja, und Mussolini und Adolf und die Küchenplaudereien: «Wie machen wir einen Wurstsalat!»»

Bitterlich beklagte sich ein Autofahrer im Lokalblatt, weil er und viele andere eines Festumzuges wegen eine unbequeme Umleitung hatten erdulden müssen. Und er wetterte gegen die «Umzugs- und Festhütten-tradition».

Dabei handelte es sich um ein altes, entzückendes Kinderfest. Sollte es durch unbedeutende, abgelegene Gassen geführt oder gar in den Wald verlegt werden?

Für den Automobilisten sind Straßen und Gassen kaum mehr als das Schienentrasse für die Eisenbahn. Früher aber waren sie zugleich Spielplatz, Plauderstätte, Festplatz, Spazierweg und ... sogar Bankettsaal: Als die Innerschweizer den Bernern vor der Schlacht von Laupen zu Hilfe eilten, wurde ihnen in den Gassen der Stadt ein reichliches Mahl aufgetischt.

Der Bildhauer Torrigiani schlug Michelangelo, der ihn bekritteltete, die Faust ins Gesicht, daß Knochen und Knorpel der Nase weich wie eine Oblate wurden und zeitlebens schmerzten.

Torrighiani floh nach Rom, ließ den

Meißel fallen und ergriff dafür den Degen, half Pisa belagern, soff und verelendete. Schließlich kam er nach England, wo er ein berühmtes Grabmal für König Heinrich den Siebten und seine Gemahlin Elisabeth schuf.

1521 war er in Madrid: Eine polychromatische Madonna begeisterte einen spanischen Granden so, daß dieser eine zweite, ähnliche Madonna in Auftrag gab.

Sie entstand. Bei der Bezahlung war Torrigiani mit den gebotenen Münzsorten nicht einverstanden, und in der Wut zertrümmerte er die Schöpfung mit einem Steinmetzhammer.

Die Inquisition erkannte in der Zertrümmerung einer Madonnenstatue das Delikt der Gotteslästerung. Sie steckte Torrigiani ein.

Hinter Gittern brachte er sich selbst um.

In einer Kalkgrube wurde er begraben oder, richtiger gesagt, verlockt.

Von welchem Augenblick an war das Werk des Künstlers mehr als sein Werk?

«Welches ist der Unterschied zwischen einem Kuß, einem Busserl und einem Schmatz?» fragte man Justinus Kerner. Er antwortete: «Das ist schnell erklärt: Den Kuß gibt man auf den Mund, das Busserl auf das Goscherl und den Schmatz auf das Maul!» – Damit ist aber für uns Schweizer das Problem nicht erledigt. Gibt man bei uns s Schmützli uf s Müli? s Müntschli uf s Schneuggli? ... Und was uf d Schneugge?

